Blätter für Heimatkunde 41 (1967)

Großvaters Bücherschrank

Von Hans Kloepfer

Schlichtbürgerlich, fest und sicher und gerade so hoch und breit, daß ein stattlicher Mann seinen Inhalt mühelos erlangen kann, steht er seit vielen Jahren in meiner Stube. Schaut längst nicht mehr nach all dem Hausrat, Bildwerk und Kunstgut, mit dem wir unser Heim durchs Leben hin füllen. Ein guter Meister mags gewesen sein, der vor mehr als hundert Jahren den Schrein gefügt hat, aus lange abgelegenem dunklem Kirschholz, mit haarscharfen Kanten und Fächern und zwei Flügeltüren, die vier auf die Spitze gestellte schmale Rhomben weisen, als sparsame Schmuckfüllung kaum erhaben über den Feldern des Kreuzrahmens. Und

umspannt doch eine ganze Welt, oder was dem Schulmeister und Organisten Patritz Fuchs zu Frauental bei Deutschlandsberg vor mehr als hundert Jahren eine Welt bedeutete.

Das war mein Großvater mütterlicherseits. Er war am 20. März 1789 zu Vorau geboren und ist 1867, ein halbes Jahr vor meiner Geburt, in meinem Vaterhaus zu Eibiswald gestorben. Durch viele Jahre stand er der Schule an der „k. k. priv. Messingfabrik zu Frauental" als Leiter vor und galt als ausgezeichneter Schulmann mit einem für seine Zeit umfassenden Wissen. Daneben aber, und mit den Jahren immer mehr, lebte er nur der Musik. Eine volle Vertrautheit mit den Grundgesetzen des Generalbasses und der Harmonielehre war bei den Schulmeistern jener Zeit, die als Chordirigenten der Kirchenmusik vorstehen mußten, durchaus nicht selten. Und darin war Fuchs ein anerkannter Fachmann.

Zu meiner Knabenzeit habe ich wohl manchmal am hart federnden Haken die Flügel des Schrankes aufgedrückt und neugierig und ehrfürchtig, je nach der Stimmung der Stunde, die Bücherreihen entlanggesehen, wie sie einzeln oder mit gleichen Kameraden, verschieden nach Gestalt und Größe, und mehr als zweihundert an der Zahl, die Fächer bis zum Rande füllten.

Nach langen Jahren habe ich sie heute zu stiller Stunde einmal aus der Reihe geholt, wie sie, Band um Bändchen, dem Beschauer stumm den Rücken weisen und nur nach innen sehen, wie ihres Inhalts bewußt, der oft eines Meisters Lebenswerk umschließt. Schon die grau marmorierten Decken deuten auf ernsten Inhalt. Da locken keine Liebhabereinbände, keine werbenden Zierleisten. Nur die kleinen Rückenschildchen, ziegelrot oder lederbraun oder tannengrün, tragen gewissenhaft den Titel des Bandes und des Verfassers, bisweilen goldgepreßt, aber blind von der Zeit, oder wohl auch von Großvaters ehrenhafter Schulmeisterschrift angeschrieben.

Den obersten Rang nimmt, wie billig, das Rüstzeug seines Amtes als Schulmann und Erzieher ein, Bücher über Sprachlehre und Rechtschreibung, über Rechenkunst und Geometrie, und als wuchtige Eckpfeiler die vier dicken Bände „Volkstümliches Wörterbuch der Deutschen Sprache etc. von Dr. Theodor Heinsius, Hannover 1822". Dazu „Anleitungen zur Lektüre" von Marée, Wien 1817, mit Aufsätzen über richtiges Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, über Ästhetik der Künste und anderes. Sie leiten schon über aufs weite Feld der „schönen" Literatur, in der sich der einfache Landschulmeister gar wohl erfahren zeigt. Den obersten Rang nehmen die Klassiker ein, Goethe und Schiller mit je über ein Dutzend Bänden. In der Schiller-Ausgabe, Jena und Weimar 1811, gewährt es einen feinen Reiz, oder wohl besser eine fruchtbare Erhebung, wenn wir aus des jungen Dichters Vorrede zu seinen „Räubern" — „geschrieben in der Ostermesse 1781" — einen tiefen Einblick gewinnen in die ethischen Voraussetzungen und deren zwangsläufige Folgen in seinem Schauspiel. Wir sind bewegt von der Bescheidenheit des Genies, als ob die seine Zeit erschreckenden gewaltigen Ausmaße des Werkes einer Rechtfertigung vor dem Leser bedürften. Dazu weht uns aus den Lettern

und dem Geruch der Seiten die Zeit der Entstehung so unmittelbar entgegen, als ob der Dichter noch lebend zu uns spräche.

Nur in ausgewählten Bänden tritt uns das Schrifttum jener Zeit entgegen, in Lessing, Gleim, Pfeffel, Lichtenberg, in Schubarts Gedichten, in Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln und seinen „Moralischen Vorlesungen" („In wie fern die Tugend der Weg zur Glückseligkeit sey, und worinnen das Wesen der Tugend bestehe"), und in weiterem, auch zeitlichem Abstand Zschokkes Novellen und Walter Scotts Romane. Des erstgenannten „Stunden der Andacht" begleiteten noch meine Mutter beim sonntägigen Kirchgang.

Das Gebiet des geschichtlichen Romanes pflegte weitausholend und bändereich der Kapuziner, Freimaurer und spätere protestantische Professor Ignaz Aurelius Feßler, dessen „Abälard und Heloise", „Attila", „Corvinus", „Mark Aurel" und viele andere Zeitgemälde einen großen Leserkreis fesselten, und, bezeichnend für die Zeit, die „Gallerie aller Regenten, die einem gewaltsamen Tode geopfert wurden". Daneben wars auch eine reichlich gefühlvolle Welt, in der ja auch Jung-Stilling, der Dichter und Augenarzt, schwelgte, wenn er bekennt, daß bei einem bewegenden Anlasse sein Tränenstrom nasse Flecken auf dem Fußboden hinterlassen habe. In meinem Bücherschrank aber berichtet ein Träger gleichen Namens, der Professor Wilhelm Stilling, in seinem Büchlein „Über das geheimnisvolle Jenseits, oder der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt, bewiesen durch eine Sammlung äußerst merkwürdiger, beglaubigter Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume" von Beispielen des Fernsehens, des zweiten Gesichts und des Magnetismus. Zartere Zumutungen an die Schwebungen des menschlichen Gemüts stellt F. P. Wilmsens „Eugenia oder das Leben des Glaubens und der Liebe. Ein Seelengemählde für die Gefühlvollen des weiblichen Geschlechts — Berlin 1820, bei Karl Friedrich Amelang". Es weist im fein gestochenen Titelbilde eine reich gekleidete junge Frauengestalt im Schatten einer Trauerweide, die gesenkten Hauptes auf einen frischen Hügel blickt, dem aus der Kirche zwei alte Leute zuschreiten.

Schon ins Reich des gesicherten Wissens führen Werke über Naturgeschichte und Erdbeschreibung, über Heimatkunde und Geschichte. Sie gehen von Gustav Schreiners „Grätz, 1843, bei F. Ferstl" aus, einem sehr geschätzten Werke, dessen sorgfältig in Stahl gestochene Ansichten sich harmonisch ins Bild von Altgraz fügen. Daran reihen sich des Dr. Franz Sartori „Neueste Geographie von Steiermark" mit einem umständlichen Untertitel und einer feinen Landkarte vom Kupferstecher Kauperz sowie des gleichen Verfassers vier Bände der „Länder- und Völkerkunde und Merkwürdigkeiten des österreichischen Kaisertums, Wien 1809".

Ins Gebiet der allgemeinen Geschichte führt uns die „Weltgeschichte zur gründlichen Erkenntnis der Schicksale des Menschengeschlechtes von Julius Franz Schneller". Das war der geistvolle, vor allem von der Jugend umjubelte Historiker, Sprachgelehrte und Schriftsteller, dessen letzter Band seiner „Etatengeschichte des Kaisertums Österreich" trotz der Fürsprache einflußreicher Kreise der Zensur Metternichs zum Opfer

fiel, weil seine Vorliebe für Napoleon, dessen Sturz er bedauerte, ihn nicht ohne Grund mißliebig gemacht hatte. Näher hat sicher dem Schullehrer des Steirers Karl Schmutz „Historisch-geographisches Lexikon der Steyermark" gestanden, dessen vier Bände 1823 bei Andreas Kienreich gedruckt wurden und ob ihrer Verläßlichkeit auch heute noch gern zu Rate gezogen werden. Auch Georg Göths leider unvollendetes Werk „Das Herzogtum Steiermark, geographisch, statistisch, topographisch dargestellt" hat in der Bücherei seinen verdienten Ehrenplatz gefunden; ebenso der ehrwürdige erste Band der „Steyermärkischen Zeitschrift, im Verlage des Lesevereins am Joanneum herausgegeben, Grätz 1821". Kurz, man spürt im steirischen Schrifttum jener Zeit auf Schritt und Tritt das segensreiche Wirken des Erzherzogs Johann für sein Lieblingsland.

In ferne Weiten führen uns in deutscher Übersetzung die Berichte französischer und englischer Weltreisender, die gerne gelesen wurden und in volkstümlicher Fassung „verbürgte" Nachrichten brachten über merkwürdige Sitten und Gebräuche fremder Völker am Rande der damals bekannten Welt, über heidnische Stämme und ihre „Abgötterei", über die Scheußlichkeiten englischer Sklavenhändler oder den damals nicht allzuseltenen Kannibalismus neben Schilderungen von Kampfhandlungen und Beispielen heroischer Tapferkeit, die den friedvollen Leser in der Isabellenlaube wohl in gelindes Grauen versetzten. Dabei glänzte dem einen oder andern wohl der farbige Zauber des Morgenlandes auf, wie er ihn an den Drei Königen in der Weihnachtskrippe seiner Dorfkirche zu sehen gewohnt war. Auf festerem Grunde stand schon die „Betrachtung der Gestirne und des Weltgebäudes" von Dr. Johann Elert Bode, einem berühmten Astronomen seiner Zeit und das „Handwörterbuch der Naturlehre, insonderheit für Ungelehrte und für Liebhaber dieser Wissenschaft von C. P. Funke, Wien 1806", dessen „Naturgeschichte für Kinder, Wien 1809" mich in früher Jugend schon vor allem der Bilder wegen ansprach, auf denen der Löwe und der Tiger aus irgendwie vermenschlichten Zügen mir so ermutigend entgegenschauten. Ins Reich der Technik führten „Dreyzehn litographirte Ansichten von den Arbeiten von dem Gange unter der Themse mit drey Ansichten des Einbruchs derselben, Grätz 1828, Gedruckt mit Gebr. Tanzerschen Schriften und litographiert bey Josef Franz Kaiser". Schöngeistige Reisebetrachtungen bietet „Das italiänische Cabinet, oder Merckwürdigkeiten aus Rom und Neapel, Leipzig 1804".

Nicht ohne berechtigte Zweifel werden wir aber aufnehmen A. V. Bertuchs „Wundercabinet, Gesammelte Bruchstücke zur Kenntnis außergewöhnlicher und noch wenig bekannter Gegenstände unseres Erdballs und seiner Bewohner, Pesth 1818", das dem Leser eine Fülle der unglaublichsten, ja haarsträubendsten Nachrichten zumutet; so von einem Berg von versteinerten Menschenknochen auf der Insel Cythera, von Menschenopfern und Menschenfressern, von der Raubsucht und Hartherzigkeit der Beduinen, vom ersten Versuch der von Herrn Montgolfier im Jahre 1783 zu Paris erwiesenen Möglichkeit einer Luftschiffahrt, von redenden Hunden und sprechenden Papageyen, von Doppelmenschen in

England und Ungarn, von Beispielen merkwürdiger Schlafsucht, von einem Greis mit 1091 Nachkommen, von wunderbaren Todesfällen durch Selbstentzündung, von Schönheit und Verkauf der Tscherkessinnen und anderes mehr. Und wenn in meiner Kinderzeit meine Mutter einen gefräßigen Menschen einen „Freßkahle" nannte, so klang im Volke wohl noch nach die Kunde von jenem Wittenberger Kahle, „seines Appetits wegen Fresskahle genannt, dem die Ehre widerfahren ist, durch eine gelehrte Abhandlung verewigt zu werden. Er starb 1754 im 79. Jahre seines Alters, war dabei bei seiner fürchterlichen Gefrässigkeit immer gesund und stark gewesen, und nichts, woraus sich seine unnatürliche Lebensweise hätte erklären lassen, fanden die Ärzte in seinem auf Befehl der Regierung geöffnetem Leichnahme. Fünftmalhundert Pflaumen mit den Kernen auf einmal zu verschlingen war ihm eine Kleinigkeit; ein Spannfärkel mit Haut und Haaren ein Frühstück, das dem aus einem Hammel mit Fell und Knochen bestehenden Mittagsmahle keinen Abbruch tat. Eulen und Raupen hielt er für Leckerbissen. Ja, was noch mehr ist, er frass die Speisen mit den irdenen Schüsseln, verschlang den Kaffee mit der Schale, den Wein mit dem Glase, zermalmte das alles mit einem gewaltigen Getöse, ohne dass sein kräftiges Gebiss oder der Mund dadurch verletzt wurde, und einmal frass er, von einem entsetzlichen Appetit getrieben, ein bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Feder und Federmesser. Sein wahrhaft furchtbarer Hunger, den sein Verdienst nicht zu sättigen wusste, nöthigte ihn öfters, widernatürliche Dinge zu sich zu nehmen. So frass er einst in einem Wirtshause einen ganzen Dudelsack. Der Virtuose, dem er gehörte, ein reisender Pole, glaubte nichts anders, als nun würde die Reihe an ihn kommen, und ergriff eiligst die Flucht. Zum Spasse der Gäste verfolgte Kahle den armen Schelm eine Strecke weit. Er zermalmte Kiesel mit den Zähnen, hub mit ihnen einen Ambos auf oder zog auch die Nägel aus einem Rade."

Solchen Tatarennachrichten gegenüber führen die Bücher über Haus- und Landwirtschaft, vorzüglich über Obstbaumzucht, wieder zurück ins bürgerliche Leben. So die „Besprechung der Obstsorten in der Central-Obstbaumschule des ständischen Musterhofes zu Grätz, 1827, bei Andreas Leykams Erben" oder das Kochbuch von Marianne Steinbrecher, Wien 1821, eine alte „Hausapotheken" von 1716 und die „Sammlung bewährter und sehr nützlicher Kunststücke, die Ökonomie, Baukunst, Chymie und Manufaktur betreffend, in Kommission bei Ed. Ludewig, Grätz 1837". Gewiß, kraus und verwunderlich erscheint der Inhalt manchen Bändchens, das sich in den weitläufigen Schrank verirrt hatte. Aber das zeitgenössische Schrifttum warf sie eben auf den Markt, und der Titel versprach oft mehr als der seltsame Inhalt.

Es ist aus dem Geiste der damaligen Zeit zu verstehen, daß das Amt eines Schullehrers seinen Träger eng mit der Religion, nicht nur mit ihrem liturgischen Ausdruck, sondern auch mit ihrem inneren Wesen verbunden hielt. Wenn den Großvater auf dem Kirchenchore auch vor allem andern die Sorge um einen würdigen musikalischen Rahmen für die heilige Handlung in Anspruch nahm, so war doch auch seine Lebensführung

getragen von schlichter Frömmigkeit, die ihn aber nicht hinderte, im Helldunkel zwischen strenger Dogmatik und dem Lichte der Aufklärung den rechten Weg zu finden. Das war nicht immer leicht. Davon zeugt auch die kleine Bücherei, aus der er wohl zuweilen in Stunden seelischer Bedrängnis nach einem Bande der Heiligen Schrift, der Apostelgeschichte oder einem anderen Erbauungsbuche griff, um an den Quellen des Glaubens Trost und Frieden zu erlangen. Und immer wieder fand seine geruhige Gläubigkeit, sein Gleichmut gegenüber Leben und Sterben in der Musik einen harmonischen Ausklang. Wohl war der Dechant ein einflußreicher Mann, entscheidend auch auf dem Gebiete des Schulwesens, wohl gabs unter den Dienern der Kirche auch ränkevolle Alleinherrscher; aber Großvaters Reich wirkte sich vor allem aus im Kreise der Familie, in einem Leben, das der Erziehung der Jugend galt, und in der Pflege seiner über alles geliebten Musik. Da war es durchklungen vom Chorgesang, von den Tonwogen der Orgel, auf der er ein Meister war, umrankt von Geigenspiel und Flötenton; und wenns not tat, weckten wohl Pauken und Trompeten manch werktagsmüden Schläfer zum Preise des Schöpfers.

So nahmen denn auch in Großvaters Bücherschrank Werke über Theorie und Praxis der Musik eine besondere Stelle ein. Da stehen zu oberst die acht blaßblauen Bände der „Cäcilia, Zeitschrift für die musikalische Welt, herausgegeben von einem Vereine von Gelehrten, Kunstverständigen und Künstlern, im Verlage der Hofmusikalienhandlung von B. Schotts Söhnen in Mainz, 1824—1828". Sie brachte interessante Abhandlungen über alle Fragen der Tonkunst, in denen sich das reiche musikalische Leben jener Zeit in all seiner Vielfalt spiegelt. Dazu kamen gewissenhafte Berichte und Kritiken, deren oft belehrende Weitschweifigkeit immer wieder von strenge gewogenen, bisweilen scharfen oder selbstgefälligen Urteilen gewürzt wird, deren Unbefangenheit noch keinen Abstand gewonnen hatte zur gewaltigen Größe der schaffenden Meister. Daneben finden sich außer ästhetischen Betrachtungen „Über den Einfluß der Tonkunst auf die menschliche Veredlung", „Über das Verhältnis der Musik zu den übrigen schönen Künsten", „Über die Reinheit der Tonkunst" und anderen auch Berichte über das Musikleben, über Opern und Konzerte heimischer und ausländischer Virtuosen in London, Paris und Rom, vor allem auch in Wien, dem unbestrittenen Mittelpunkt musikalischen Schaffens. Wir lesen darüber: „Wir haben hier fünf Theater, in vieren ist die Oper zuhause: Jede Gattung derselben im k. k. Hofoperntheater; im Volkstheater in der Leopoldstadt ist meist das komische lokale Singspiel, im Theater an der Wien und in dem neuerbauten in der Josephstadt diese und auch die ernstere Gattung." Es war die Zeit, da über dem schon langsam verblassenden Himmel der italienischen Opern Spontinis, Cherubinis, Donizettis und vor allen anderen Rossinis (Barbier!) und anderer umjubelter Meister immer heller der Stern Mozarts aufstieg. Seine „Zauberflöte", Webers „Euryanthe", Beethovens „Fidelio" und in bescheidenem Abstand Marschner, Lortzing, Boieldieu eroberten und begeisterten das musikfrohe Wien. Dazu fanden in der Hofkapelle, im Verein der Musikfreunde Händels, Haydns, Mozarts und Beethovens

große Oratorien und Symphonien mustergültige Aufführungen. Kleinere Orchesterkörper pflegten die Kammermusik öffentlich oder in privaten Kreisen. Durch alle Bände der Zeitschrift aber zieht sich der lebhafte, oft erregte Streit „Über die Echtheit von Mozarts Requiem“ und den Anteil seines Schülers Süßmayer an der Vollendung dieses ergreifenden Testaments des unsterblichen Meisters. Es wurde vom einen, geringeren Teile geradezu als Plagiat bezeichnet, vom anderen, größeren nur als pietätvolle Ergänzung nach dem Willen des Meisters aufgefaßt, da und dort nicht ohne persönliche scharfe Angriffe. Der Anzeigenteil der Zeitschrift brachte noch eine Überfülle neuer Kleinwerke für Gesang, Klavier, Geige und Flöte unter überwiegend französischen Titeln nebst lockenden Verkaufsangeboten um eine echte Stradivari-, Guarneri- oder Stainergeige zu recht mäßigen Preisen.

Noch einmal wandern meine Augen über die vergilbten Bücherreihen des offenen Schranks. Den Geist einer Zeit hat er mir erschlossen, deren Inhalt und Streben, deren Kämpfe und Schicksale sich im stillen Schulmeisterhause zu Frauental zu harmonischem Widerhall gelöst hatten. Nicht im überhetzten Flimmerfilm, wohl aber im gemächlichen Bilderreigen der Zeitlupe hatten sie sich mir zur Schau gestellt. Nun schließe ich den Schrein. Seine Bände gehen wieder zurück in ihre Stille, wie Siegel einer lange entschwundenen Zeit, in die sie so anschauliches Leben brachten, und nur die Schildchen künden wieder von ihrem einst so erregenden Inhalt. Wie aus einem Traume erwacht, tragen mich die Wogen unserer Gegenwart in die Zukunft unseres Volkes, — an der auch die Tüchtigkeit unserer Voreltern ihren bescheidenen Anteil hat.